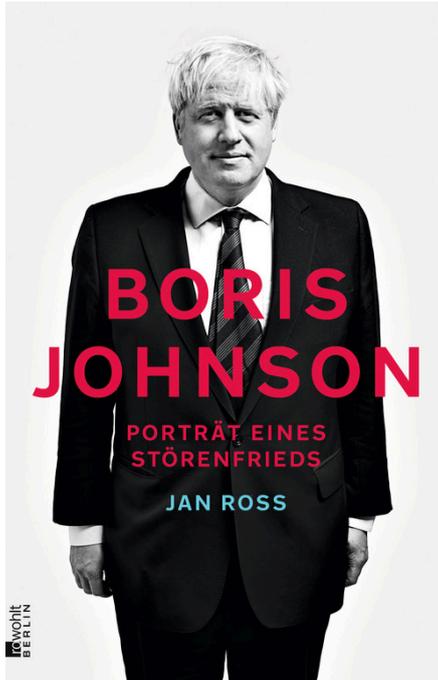


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-7371-0106-6

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Jan Ross

Boris Johnson

Porträt eines Störenfrieds

Rowohlt · Berlin

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt · Berlin Verlag, Oktober 2020
Copyright © 2020 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
Covergestaltung Anzinger und Rasp, München
Coverabbildung Javier Sirvent / Redux / laif
Satz aus der DTL Documenta
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978-3-7371-0106-6

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Einleitung

Das große Missverständnis

Ich war spät dran für die Rede des Premierministers. Mit meiner Presse-Akkreditierung stimmte irgendetwas nicht, und noch Minuten nachdem ich hinter dem Rücken der Ordner einen mir definitiv nicht zustehenden guten Platz im Auditorium des überfüllten Kongresszentrums besetzt hatte, fürchtete ich, dass mein irregulärer Status auffliegen und ich des Saales verwiesen werden würde. Draußen, zwischen den Ständen von Politorganisationen und Lobbyisten, drängten sich die Parteitagbesucher, die keinen Einlass mehr gefunden hatten; in diese ungastliche Wartezone verbannt zu werden, war kein erfreulicher Gedanke. Doch allmählich legten sich meine Enttarnungsängste, und ich konnte mich auf die Rede konzentrieren, die Boris Johnson an diesem 2. Oktober 2019 auf dem jährlichen Kongress der britischen Konservativen, der Tories, in Manchester hielt.

Der Regierungschef hätte eigentlich, so ließ sich denken, verbittert und aggressiv auftreten müssen. Erst seit gut zwei Monaten im Amt, war ihm bislang praktisch nichts gelungen: Im Unterhaus bekam er keine Mehrheit für seinen Brexit-Kurs, die Opposition verweigerte ihm Neuwahlen, und vor dem Obersten Gerichtshof hatte er wegen eines verfassungspolitisch anrühigen parlamentarischen Verfahrenstricks eine demütigende Niederlage erlitten. Nach dem Rezeptbuch für Populisten wäre jetzt die Öffnung der Giftschleusen an der Reihe gewesen, eine Mischung aus Weinerlichkeit, Feindbildpflege und Drohgebärden. So hätte jedenfalls Donald Trump agiert, zu dessen britischem Zwillingenbruder Boris John-

son von vielen, nicht zuletzt in Deutschland, erklärt worden war. Nur dass Johnson an diesem Mittwochmittag überhaupt nichts dergleichen tat.

Stattdessen hielt er eine entspannte, gutgelaunte, positiv gestimmte Rede. Zwar polemisierte er gegen die brexitskeptische Unterhausmehrheit, doch klang das dann so: «Wenn das Parlament eine Reality-TV-Show wäre, hätten die Leute uns alle inzwischen aus dem Dschungel rausgewählt. Aber wenigstens hätten wir zusehen können, wie der *speaker* [der regierungskritische Parlamentspräsident John Bercow] gezwungen wird, einen Känguru-Hoden zu essen.» Trotz der bevorstehenden und von ihm verfochtenen Trennung von der EU erklärte Johnson: «Wir lieben Europa» – worauf das Echo ihm etwas verhalten vorgekommen sein mag, sodass er halb besänftigend und halb trotzig nachschob: «Ich jedenfalls liebe Europa.»

Der Premierminister jammerte nicht, wie Populisten es sonst zu tun pflegen, über die Globalisierung, sondern feierte den Freihandel (und nannte als besonders schlagenden Beleg für britische Exportstärke die Ausfuhr von CDs des Popsängers Jason Donovan nach Nordkorea). Johnson prahlte ein bisschen mit einem englischen Nuklearforschungszentrum, das «an der Schwelle zur Herstellung kommerziell nutzbarer Minifusionsreaktoren zum Verkauf rund um die Welt» stehe – und fügte dann hinzu: «Ich weiß, dass sie seit einiger Zeit an der Schwelle stehen. Es ist eine ziemlich geräumige Art Schwelle.»

Boris Johnsons Parteitagsrede in Manchester war mitnichten ein sensationelles Ereignis. Der Regierungschef machte keine überraschenden politischen Ankündigungen und lieferte keine hochfliegende, herzerhebende Rhetorik nach Art von Barack Obama. Aber eines war absolut klar: Eine solche Rede hätte Donald Trump oder

irgendeine andere nationalistische Führergestalt unserer Zeit, von Viktor Orbán in Ungarn bis zu Narendra Modi in Indien, nicht halten können, nie im Leben. Nicht nur wegen ihres Humors und Understatements. Keiner dieser vermeintlichen Volkstribunen hätte sich auch ähnlich emphatisch wie Johnson zur fundamentalen Menschengleichheit bekannt und als Praxisbeispiel dafür ein steuerfinanziertes, für die Patienten kostenloses Gesundheitssystem genannt: «Der *National Health Service*», so Johnson, «ist den Leuten dieses Landes heilig wegen der schlichten Schönheit seines Prinzips: dass es nicht darauf ankommt, wer du bist oder woher du kommst, sondern dass, wenn du krank bist, sich gleichsam das ganze Land an deinem Bett versammelt und alles tut, was es kann, um dich wieder gesund zu machen.» Das ist nicht die Sprache, in der Autokraten oder Demagogen reden, und ihre Gedanken sind es auch nicht.

Über kaum einen Politiker der Gegenwart sind so viele Klischees im Umlauf wie über Boris Johnson, gerade auch in Deutschland. Nicht, dass er keine Kritik verdient hätte: Von seinen Unwahrheiten und Verantwortungslosigkeiten wird in diesem Buch zur Genüge die Rede sein. Wir werden auch sehen, dass seine warmen Worte für ein solidarisches Gesundheitssystem in einer eigentümlichen Spannung zu einer durchaus kalten Lebensphilosophie stehen. Aber das verbreitete Johnson-Bashing ist von anderen Dimensionen. Man hat ihn als Clown, als radikalen Rechten oder radikal rechten Clown hingestellt. Er wurde als englische Witz- und Hassfigur karikiert, als spätimperialistischer Oxford-Schnösel – als seien hämische Nationalstereotype, die man gegenüber Polen oder Italienern abstoßend finden würde, im Falle eines Briten halb so schlimm. Johnson war zudem, so die herrschende Meinung, ein hoffnungsloser Dilettant: Bei jeder Hinterbänkler-Rebellion gegen seinen Brexit-Kurs hat man

ihm den politischen Untergang prophezeit. Bis er Ende 2019 einen Wahlsieg errang, der ihm im Unterhaus eine Mehrheit von achtzig Abgeordneten eintrug. Vielleicht doch kein so hoffnungsloser Dilettant?

Vorher hatte Johnson angeblich die demokratische Legitimation gefehlt, weil er zunächst nicht vom Volk, sondern nur von den weniger als 200 000 Mitgliedern der Konservativen Partei ins Amt gebracht worden war, nachdem seine Vorgängerin Theresa May den Posten aufgegeben hatte. Wobei in Deutschland, wenn ein Bundeskanzler während einer laufenden Legislaturperiode zurücktritt, sein Nachfolger nicht einmal den erklärten Rückhalt irgendeiner Parteibasis braucht, sondern von 366 oder 409 Unterstützern im Parlament gewählt wird. Doch auf den Vergleich schien niemand zu kommen. Bei Johnson und Johnsons Großbritannien muss man sich offenbar um Fairness nicht allzu angestrengt bemühen. Als Schweden während der Corona-Krise seinen Sonderweg ohne Lockdown beschritt und höhere Opferzahlen als andere europäische Länder in Kauf nahm, wirkte das bedenklich und wurde auch eindringlich hinterfragt – in der Regel in sachlichem Ton. Als freilich die britische Regierung in der Frühphase der Epidemie eine verwandte Strategie der «Herdenimmunität» zu verfolgen schien, galt das gleich als Beweis der elitären Menschenverachtung, die unter dem Brexit-Monster Boris Johnson auf der Insel Einzug gehalten habe.

Das alles waren keine Meisterleistungen souveräner politischer Urteilskraft. Doch der eigentliche Kern des Johnson-Missverständnisses ist ein anderer. Es ist, was sich in Manchester beim Kontakt mit der Redeweise und Selbstdarstellung des Mannes sofort in Luft auflöste: die Verwechslung mit Trump und Konsorten. Die irrige Identifikation von Boris Johnsons Politik und Persönlichkeit mit dem giftigen Nationalpopulismus dieser Jahre.

Nicht, dass Johnson über populistische Appelle erhaben wäre. Nach seinem Wahlsieg im Dezember 2019 trat der Premierminister vor seinen Anhängern unter dem Slogan und Banner *The People's Government* auf. Das klang bürgernah, war aber im Grunde furchterregend: als könne in einer Demokratie irgendeine Regierung einen höheren Anspruch darauf erheben, das Volk zu repräsentieren, als jede andere.

Doch die wesentlichen Positionen der neuen Internationale der nationalistischen Scharfmacher und Dunkelmänner teilt Boris Johnson nicht. Er ist kein Protektionist, sondern ein Freihändler. Er ist kein Leugner oder Beschöniger des Klimawandels, sondern ein bekennender und sogar leidlich praktizierender Umweltschützer. Er glaubt nicht, dass man Moral und Werte in der Außenpolitik ignorieren sollte, sondern hat sich mit dem mächtigen China angelegt, als die Volksrepublik Rechtsstaat und Bürgerfreiheiten in Hongkong zu untergraben anfing.

Vor allem jedoch ist Johnson kein Hasser und Hetzer, kein Aufpeitscher des verunsicherten weißen Mannes gegen Feminismus, Islam oder Einwanderung, kein Prediger von Angst und Ressentiment, kein Verleumder oder Verfolger von Minderheiten. Noch als er in einer Zeitungskolumne vollverschleierte muslimische Frauen fleghaft mit Briefkästen (wegen des Sehschlitzes) verglich, wandte er sich zugleich, als guter Liberaler, gegen ein Burka-Verbot (während wahrscheinlich die Hälfte der patentierten Johnson-Kritiker auf dem Kontinent einen solchen Eingriff in die Religionsfreiheit begrüßen oder mindestens wohlwollend in Betracht ziehen würde). Die gesamte Marke und das gesamte Projekt Johnson, sein existenzielles und politisches Profil, ist lebensfreundlich und optimistisch. Er ist nicht, wie die verkniffenen, missgünstigen Normalpopulisten, ein Agent des

Nein, sondern ein Repräsentant des Ja. Und es wäre vollkommen verkehrt, das als bloße Stilfrage abzutun. In einem Zeitalter der gequälten oder bössartigen Grimasse ist das freie Lachen ein politisches Faktum ersten Ranges.

Im Juli 2019, als Johnson sich um den Parteivorsitz der Tories bewarb, verlieh ein Leserbriefschreiber im konservativen *Daily Telegraph* seiner Begeisterung für den Kandidaten Ausdruck, indem er ihn mit einer literarischen Figur verglich: dem Helden von Arnold Bennetts komischem Roman *The Card* aus dem Jahr 1911. Dieser Denry Machin ist ein unerschöpflich einfallsreicher und zugleich extrem windiger Geschäftemacher, der aus ärmlichen Verhältnissen nicht nur zu Wohlstand, sondern zum hochrespektablen Bürgermeisteramt aufsteigt. Indes, fragt einer der Stadträte indigniert, was hat er eigentlich geleistet? Hat er auch nur einen Tag in seinem Leben gearbeitet? Mit welcher großen Sache verbindet sich sein Name? «Er verbindet sich», antwortet da einer von Denry Machins Anhängern, «mit der großen Sache, uns allen gute Laune zu machen.» Unvorstellbar, dass irgendjemand das über einen der üblichen Rechtspopulisten sagen könnte. Als Empfehlung für Boris Johnson war es die natürlichste Sache der Welt.

Dieses Buch versucht, sich von den bequemen Klischees freizumachen und einen frischen, neugierigen Blick auf den britischen Premierminister zu werfen. Es ist keine Biographie, keine detailreiche Lebensbeschreibung; es gibt zwei sehr gute von Andrew Gimson und Sonia Purnell, auf die ich dankbar zurückgegriffen habe. Was ich vielmehr probiere, ist eine Einführung in die Welt des Boris Johnson für deutsche Leser – und zugleich ein Deutungsversuch. Denn so seltsam es klingt: Dieser Politiker, den viele nicht ernst nehmen, ist nicht nur der Held einer ungewöhnlich spannenden Geschichte, son-

dern bietet auch Stoff zum Nachdenken. Boris Johnson ist nicht der mächtigste Staatsmann unserer Zeit und schwerlich der beste, aber vielleicht der interessanteste.

Das Buch ist, wie der Untertitel sagt, das Porträt eines Störenfrieds, eines Unruhestifters. Johnson hat mit dem Brexit ganz Europa aufgeschreckt und die Ordnung des Kontinents durcheinandergebracht. Die Auswirkungen könnten am Ende sein eigenes Land, das Vereinigte Königreich, erschüttern oder sogar sprengen, falls die Schotten, die Johnsons Brexit mehrheitlich für falsch halten, ihr Unabhängigkeitsbestreben wiederbeleben und aus dem britischen Staatsverband ausscheiden sollten. Doch Johnson hat auch eine ideologische Revolution ausgelöst: Er hat bei seinem Triumph im Dezember 2019 für die Tories Wähler aus dem Arbeitermilieu gewonnen, die früher die Partei nie gewählt hätten und die ihr Gesicht und ihre Philosophie unweigerlich verändern werden. Die Geburt dieses «Volkskonservatismus» ist eine der bemerkenswertesten Neuerungen, die sich mit Johnson verbinden, womöglich nicht weniger bedeutsam und folgenreich als der Brexit. Großbritannien ist damit noch einmal zum politischen Experimentierfeld geworden, wie nach den Wahlsiegen von Margaret Thatcher 1979 und von Tony Blair 1991, von denen die «neoliberale» Renaissance der Marktwirtschaft und die Reform-Sozialdemokratie des «Dritten Wegs» ihren Ausgang genommen haben.

Boris Johnson wird hier aber auch deshalb ein Störenfried genannt, weil er für unser ordentliches deutsches Politikverständnis eine besondere Provokation bedeutet. Wir sind an seriöses Staatspersonal gewöhnt, entweder idealistisch oder bürokratisch. Eine Schelmen- und Abenteurerfigur, wie Johnson sie zumindest über weite Strecken seiner Karriere verkörpert hat, ist zwar auch für die englische Politik keineswegs typisch.

Man braucht nur an Theresa May zu denken, die bieder pflichtbewusste Vorgängerin des Premierministers, oder, wiederum davor, an die kultivierte Edelnormalität von David Cameron. Beides nicht gerade Paradebeispiele amüsanter Exzentrik. Doch einen stärkeren Hang zum Spielerischen, zu Uneigentlichkeit und dem Unterlaufen professioneller Strenge gibt es in der politischen Kultur Großbritanniens in der Tat. Nichts völlig ernst zu nehmen, sich dabei jedenfalls nicht erwischen zu lassen, das Authentische zu scheuen und das Stilisierte zu pflegen, alles gleichsam in Führungszeichen zu setzen – dieses prinzipielle Distanz- und Ironiegebot ist ein klassischer Bestandteil der englischen Sozialisation, besonders der männlichen, besonders in der Elite. Aus deutscher Perspektive kann das irritieren.

Boris Johnsons spielerisches Wesen hat ihn mehr als einmal zu Fehlern und Sündenfällen verleitet, und wir werden uns genau mit ihnen beschäftigen. Aber die Lebendigkeit seiner Geschichte, die wir erzählen und erwägen wollen, hat davon immens profitiert. Und somit geht es los.

Kapitel 1

Wie man Boris wird

Viele Deutsche halten Boris Johnson, was seine Herkunft angeht, für ein typisches Mitglied der englischen Elite. Aber das stimmt nicht. Ein typisches Mitglied der englischen Elite ist etwa Johnsons Vorgänger als Premierminister, David Cameron: solide großbürgerlich (der Vater war ein wohlhabender Börsenhändler), mit Verbindungen noch ein bisschen höher hinauf, in die Aristokratie (Camerons Frau Samantha stammt aus einer seit acht Generationen adligen Familie). Nicht gerade absolute *High Society*, aber am oberen Rand der oberen Mittelschicht. Die Johnsons dagegen haben einen viel wackligeren sozialen Status. Sie gehören einem eher bohemhaften Milieu an, einer Art Prekariat der Elite.

Alexander Boris de Pfeffel Johnson wurde am 19. Juni 1964 nicht in England geboren, sondern in den Vereinigten Staaten, in New York. Seine Eltern, Charlotte und Stanley, beide erst Anfang zwanzig, lebten mit einem Reise- und Studienstipendium in den USA, das der junge Vater in Oxford gewonnen hatte. Die Familie, die ziemlich schnell auf sechs Köpfe anwuchs, führte in den nächsten Jahren ein unstetes internationales Wanderdasein zwischen Amerika, England und dem Kontinent. Stanley, der eben noch *Creative Writing* in Iowa studiert hatte, machte in Oxford einen Abschluss in Agrarökonomie und landete schließlich, Frau und Kinder immer im Schlepptau, wieder in den USA, erst bei der Weltbank und dann bei einem Projekt für die Vereinten Nationen, das Mittel gegen die Bevölkerungsexplosion in der damals noch so genannten «Dritten Welt» suchte. Es folgten Stationen in London (im Planungsstab der Konservativen Partei)

und in Brüssel, wo Stanley in der neu geschaffenen Umweltabteilung der Europäischen Kommission arbeitete. Es entbehrt nicht der Ironie, dass der Vater des Brexit-Vaters in jungen Jahren ein überzeugter Eurokrat war. Von 1979 bis 1984 gehörte Stanley sogar dem später von britischen EU-Gegnern so gern verhöhnten Europäischen Parlament an. Als Charlotte Johnson sich vor dem Umzug nach Brüssel besorgt über die pädagogische Zukunft ihrer Kinder äußerte, erklärte Stanley ganz selbstverständlich: «Sie können die Europäische Schule besuchen und zu guten kleinen Europäern heranwachsen.» Das ist, was Boris betrifft, nicht ganz nach Plan gelaufen.

Charlotte, eine Malerin, kommt aus einer zugleich feinen, linksliberalen und intellektuellen Familie; ihre Großmutter war die erste Übersetzerin Thomas Manns ins Englische. Charlottes Kinder erlebten sie als den Wärmequell und moralischen Kompass der Familie. In der Parteitagsrede in Manchester, die ich in der Einleitung zitiert habe, ist es seine Mutter, die Boris als eigentliche Lebensautorität nannte: Sie habe ihm die Überzeugung vom gleichen Wert und der gleichen Würde der Menschen beigebracht. Stanley ist mit ihr verglichen eine schillernde Figur. Wer in der englischen guten Gesellschaft hat schon einen türkischen Großvater vorzuweisen, der als prominenter Publizist und Politiker nach dem Ersten Weltkrieg und dem Untergang des Osmanischen Reichs mit dem Republikgründer Kemal Atatürk aneinandergeriet und von Nationalisten ermordet wurde?

Heute zählen die Johnsons in der Tat zur britischen Elite, aber sie sind in ihr nicht zu Hause, sie haben in ihr keine tiefen Wurzeln. Daraus entspringt ein eigentümliches Wechselspiel von Ehrgeiz und Schalkhaftigkeit, ein widersprüchliches doppeltes Bestreben, im Establishment zugelassen und anerkannt zu sein – und

ihm gleichzeitig eine Nase zu drehen, es auf die Probe zu stellen, seine Grenzen auszutesten. Respektlosigkeit und Chuzpe sind im Überfluss da, es wird mit Gusto gegen Konvention und gute Sitten verstoßen – aber der revolutionäre Impuls, das Bedürfnis, die herrschende Ordnung umzustößen und etwas wirklich Neues anzufangen, fehlt weitgehend. Johnsonhaftigkeit, wie Stanley und Boris sie verkörpern, ist flegelhaft, aber nicht rebellisch, frech, aber konservativ.

Der Vater liebt dieselbe Art der Provokation, die zum Markenzeichen seines Sohnes geworden ist. Stanley erzählt über seine Hochstimmung, als er, Student in Oxford, vor festlichem Publikum ein preisgekröntes eigenes Gedicht vortragen durfte: «Ich habe diese Auftritte in vollem Ornat immer geschätzt. Man hat da ein seltsames Machtgefühl. Kein Wunder, dass Hitler [die Reichsparteitage in] Nürnberg genoss.» Seinen Job bei der Weltbank verlor er wegen eines Aprilscherzes. Um die Aufmerksamkeit des scheinbar leicht verschnarchten Direktoriums zu testen, hatte Stanley zusammen mit einem Freund ein Projekt zur Förderung des Tourismus in Ägypten ausgearbeitet; die vorgeschlagene Kreditsumme betrug 100 Millionen US-Dollar. Nur bei genauerer Lektüre stellte man fest, dass das Geld für den Bau von drei neuen Pyramiden verwendet werden sollte. «Die Verdoppelung der verfügbaren Pyramiden» im Land werde durch die stark vermehrte Inanspruchnahme von «Hotelunterbringung, Nachtclubs, Fremdenführern, Kamelen etc.» die ägyptische Wirtschaft erheblich beleben. Die Kapitalrendite für die Investition in den Pyramidenbau sei mit 9,762 Prozent zu veranschlagen. Das Weltbank-Führungsgremium war nicht ganz so vertrotzelt wie angenommen; Stanley wurde nahegelegt, sich ein neues Betätigungsfeld zu suchen.

Es fällt nicht leicht, hinter diesen beliebig vermehrbaren Stanley-Johnson-Anekdoten, von ihm selbst oder von anderen erzählt, einen menschlichen Kern, die Umriss einer realen Person freizulegen. Der Oxford-Witzbold ist zugleich ein leidenschaftlicher ökologischer Aktivist für den Schutz von bedrohten Dickhäutern oder Gorillas, hat aber auch auf seine alten Tage für eine Reality-TV-Show im Dschungel campiert. 2017 erschien der bislang letzte von zehn Romanen, die Stanley Johnson verfasst hat – ein satirischer Politthriller unter dem Titel *Kompromat*, in dem mit Sex-Erpressungen und Mordanschlägen durch Giftspinnen zwischen Moskau, Peking, Washington und London um den Brexit gekämpft wird. Eine deutsche Bundeskanzlerin kommt ebenfalls vor, Helga Brun, die aus der früheren DDR stammt und dort für einen in Dresden stationierten sowjetischen Geheimdienstler gearbeitet hat, der inzwischen Präsident von Russland geworden ist. Damals war die spätere Kanzlerin von dem schneidigen KGB-Offizier auch als Frau beeindruckt: «Einmal hatte sie ihn kühn gefragt: <Igor, bist du eigentlich mit einer Erektion geboren?>» Insgesamt ein eigentümlich pueriles Buch für einen Autor, der bei der Publikation schon auf die achtzig zugeht. Um den alten Stanley Johnson liegt etwas von der mentalen Haltlosigkeit des unwürdigen Greises.

«Ich konnte nicht mit ihm zusammenbleiben», blickte Charlotte Johnson später auf die Ehe mit ihrem Mann zurück, die in den gemeinsamen Brüsseler Jahren zerbrach. «Er war so unzugänglich, von seiner völligen Untreue zu schweigen. Ich konnte nicht damit leben, dass er niemals irgendetwas ernstnehmen wollte.» In seinen Memoiren nimmt Stanley die Schuld für die Trennung ganz auf sich, weiß aber keinen anderen Grund für das Scheitern des Zusammenseins zu nennen als die Tatsache, dass er seiner Frau in fünfzehn Jahren zweiunddrei-

ßig Umzüge zugemutet habe. Die Kinder hätten ihm bei der Scheidung «verzweifelt leidgetan». Allerdings: «Von einem praktischen Gesichtspunkt aus betrachtet, hätten die Dinge schlimmer sein können, als sie tatsächlich waren. Unsere drei älteren Kinder waren damals in England im Internat.» Selbst für die unterkühlten britischen Verhältnisse ist Stanley Johnson kein Genie bei der Artikulation von Gefühlen, und vielleicht auch nicht bei ihrer Empfindung.

Diese gehemmte, fast behindert wirkende Emotionalität findet ihr Echo in der klammen Verlegenheit, mit der Stanleys Sohn einmal öffentlich über die Trennung der Eltern gesprochen hat. Boris Johnson ist für gewöhnlich bis zur Verschlossenheit diskret, wenn es um sein Privat- oder Seelenleben geht. Auf die Frage eines Interviewers nach der Scheidung von Charlotte und Stanley, so berichtet Boris' Biograph Andrew Gimson, habe Johnson zunächst spontan gesagt: «Ja, es hat mich mitgenommen, als sie sich getrennt haben.» Um kurz darauf vor seiner ungewohnten Offenheit zurückzuschrecken: «Oh gütiger Gott, sie werden das lesen.» Und sich schließlich in eine abgewogene, ausweichende Null-Antwort zu flüchten: «Nein, es hatte einen gewissen Effekt. Sie haben es brillant gehandhabt.»

Boris Johnsons Freunde bestehen darauf, dass er mitnichten eine Charakterkopie seines Vaters sei; der Sohn habe eine ganz andere innere Tiefe und Komplexität. «Das ist der Wesensunterschied zwischen Boris und seinem Vater», erklärte auch Mutter Charlotte Johnson, nachdem sie im Rückblick das emotionale Analphabetentum ihres Ex-Mannes beklagt hatte. «Mit Boris kann ich über alles sprechen.» Umso mehr muss es für ein sensibles Kind eine schwere seelische Last gewesen sein, mit oder unter diesem unverlässlichen, unerwachsenen

Vater aufzuwachsen - eine tückische, unberechenbare, das Lebensgefühl dauernd aus dem Gleichgewicht bringende Last.

Ein englischer Freund von mir, ein früherer Mitarbeiter von Boris Johnson, hat mir einmal in einem Gespräch in einer Londoner Hotelbar einen faszinierenden Einblick in die existenziellen Startbedingungen seines einstigen Chefs gegeben. Ob ich den Roman *A Perfect Spy* («Ein blendender Spion») von John le Carré gelesen hätte? Kenner halten das Buch für das beste Werk dieses Großmeisters des modernen Agententhillers. Es erzählt die Geschichte des britischen Geheimdienstlers Magnus Pym, den die übermächtige Figur eines egoistischen, hochstapelnden und betrügerisch kriminellen Vaters fürs Leben prägt und beschädigt - eine Traumatisierung, die ihn erst zum Spion und dann zum Doppelagenten und Verräter werden lässt.

Magnus ist unaufhörlich damit beschäftigt, es Pym senior recht zu machen. Er muss von Kindesbeinen an mitspielen, als stets verfügbares Maskottchen, wenn der Vater in seinen auf Pump und Lüge gebauten Glanzzeiten mit Jockeys und Schauspielerinnen Hof hält, mit falscher Seriosität über ein Imperium von Scheinfirmen präsidiert oder sich für die Liberale Partei mit moraltriebenden Reden um ein Parlamentsmandat bewirbt. Dann wieder muss Magnus dem Vater in seinen Abstürzen zu Hilfe kommen, wenn die ungedeckten Schecks auffliegen und den eben noch stolzen väterlichen Residenzen («Reichskanzleien» nennt Pym die Räumlichkeiten spöttisch) wegen offener Elektrizitätsrechnungen der Strom abgeschaltet wird.

Sich anzupassen, Erwartungen zu erfüllen, immer die ihm zugedachte Rolle zu spielen, nicht nein sagen zu können, die Wahrheit zu verschweigen, zu verstecken, zu bemänteln, obwohl er sie kennt - das wird für Magnus

Pym zur zweiten Natur. Besser: zur ersten, zur einzigen Natur, hinter der seine wahre Person verschwindet oder sich gar nicht erst entwickeln kann. Ichschwach und im tieferen Sinne vaterlos wird er zur leichten Beute für die Rekrutierung durch den britischen Auslandsgeheimdienst *MI 6*, aber genauso für einen tschechischen Agentenführer, der sich mit dem Versprechen brüderlicher Nähe in den Hohlraum von Pym's Seele einnisten und ihn zum Verrat bringen kann. Magnus' Geschichte ist eine Tragödie des Geliebtwerdenwollens, und ihr trauriger Held ist nur umso ärmer dran, weil er allen tatsächlich gefällt, jeden für sich zu gewinnen vermag und Erfolg um Erfolg einheimst, während seine innere Leere dazu in quälendem Kontrast steht. Nicht dass er nicht geliebt würde macht Magnus Pym's wirklich heilloses Schicksal aus, sondern dass er selbst nicht lieben kann.

Natürlich wollte mein Freund mit seinem literarischen Vergleich nicht sagen, dass Boris Johnson ein Spion oder Landesverräter sei oder dass sein Persönlichkeitsbild sich exakt mit dem von John le Carrés unglücklicher Romanfigur decken würde. Auch ist Stanley Johnson selbstverständlich kein Krimineller wie der Schwindler Pym senior in der tragischen Agentengeschichte. Gemeint war, dass im Schatten von Boris' Vater Authentizität schwer, wenn nicht unmöglich gewesen sein muss. Dass der Sohn kaum anders als zu einem Versteck- und Rollenspieler werden konnte, zu einem Virtuosen von Selbstschutztechniken. Dazu mag das permanente beifallshungrige Auftreten vor Publikum genauso gehören wie die Flucht in Unernst und Ironie oder die prinzipielle Weigerung, über das eigene Innere zu sprechen. Seine Kindheit hat Boris Johnson die Chance eines berücksichtigten Facettenreichtums mitgegeben, aber auch die Gefahr von Identitätsverlust und Unpersönlichkeit.

Es passt zu dieser fragilen Daseinsverfassung, dass er der Welt gewissermaßen unter falschem Namen bekannt ist: «Boris» heißt Boris Johnson nur für die Menschheit außerhalb seines engsten Kreises. Seine Familie nennt ihn «Al», nach seinem ersten Vornamen Alexander. Womöglich ließ sich «Boris» gerade deshalb so überzeugend zu einer Marke, einem populären öffentlichen Besitztum entwickeln, weil dieser Name für das Eigentliche, Wesentliche gar nicht steht. Weil er ein Vakuum bezeichnet, das sich mit gewollter und gewählter Bedeutung füllen ließ. Eine bloße Rolle im Personenkatalog eines Theaterstücks, das erst zu schreiben war. «Boris» ist ein Kunstprodukt.

Klar ist jedenfalls, dass der vermeintliche Clown Boris Johnson keine unkompliziert vitale Frohnatur ist, sondern vor einem Hintergrund von Verletzlichkeit agiert. «Warum habt ihr uns in die Welt gesetzt?», hat er, auch im Namen seiner drei Geschwister, seinen Vater gefragt, als Stanley den Kindern die Nachricht von der Trennung von Charlotte Johnson überbrachte. «Der grauenhafte Schmerz der Scheidung», schreibt Andrew Gimson in seiner Johnson-Biographie, «ermutigte Boris, eine Maske zu schaffen, die seine Gefühle vor der Außenwelt verbarg. Viele Jahre später vertraute er einer Frau, die er liebte, an, dass er nach der Trennung seiner Eltern die Entscheidung traf, sich unverletzlich zu machen.»

Und unverletzlich wird man nur allein. Bei aller lärmenden Popularität, die er als öffentliche Figur gewinnen sollte, ist Johnson auch im Erwachsenenalter ein Einzelgänger geblieben; es geht ihm alles Kumpelhafte ab. Schon seinen Journalistenkollegen in den 1980er und 1990er Jahren fiel auf, dass Boris nicht der Typ für das Feierabendbier war. Er hatte immer irgendetwas vor, musste weg, ward schnell nicht mehr gesehen. Er hält

eine unüberwindliche Distanz, und in seiner politischen Karriere ist er gerade durch diese Distanz gut angekommen: beim Fernsehpublikum, der Parteibasis, der Wählerschaft. Dagegen war er bei seinen unmittelbaren Kollegen, den anderen konservativen Abgeordneten in der Unterhausfraktion, viel weniger beliebt. Dort galt er als arrogant und berührungsscheu, da störte es, dass er für Vertraulichkeit und Seilschaften nicht geschaffen war. Zugänglich, volkstümlich, nah wirkt Boris Johnson – aus der Ferne.

In seinen Schul- und Studienjahren, erst im berühmten Internatsgymnasium Eton College (1977 bis 1982), dann auf der ebenso berühmten Universität Oxford (1983 bis 1987), wird seine Verpanzerung und Maskierung, die Selbstverwandlung in eine Art bühnentaugliche Figur, schon deutlich erkennbar. Eton ist die Pflanzstätte der britischen Führungsschicht schlechthin, der Inbegriff der traditionsreichen und teuren Privatschule, die auf Englisch verwirrenderweise *public school* heißt. Das College, das 1440 gegründet wurde, steht in Sichtweite von Windsor Castle, dem Lieblingsschloss von Königin Elizabeth II., auf der anderen Seite der Themse. Zwanzig britische Premierminister sind in Eton erzogen worden. Die (rein männliche) Schülerschaft, in die Boris Johnson aufgenommen wurde, unterteilte sich in eine kleine Gruppe von Vollstipendiaten, die nach anspruchsvollen Prüfungen ausgewählte intellektuelle *Crème de la Crème* der *King's Scholars* – und die weniger distinguierte Schar der *Oppidans*, der Mehrheit der Normalzöglinge, deren Eltern höhere Gebühren zahlen mussten und unter denen daher die Kinder reicher Leute, von den grundbesitzenden Klassen bis zum neueren Geldadel, stärker vertreten waren. Boris gehörte zu den kopflastigen *King's Scholars* (was keineswegs hieß, wie Stanley

Johnson gelegentlich betonte, dass die Familie sich nicht auch ein ernsthaftes Schulgeld hätte leisten können).

Mit seiner Zeit in Eton beginnt der Strom der Johnson-Geschichten, der markanten Begebenheiten und zitierbaren Aussprüche, der seitdem nie wieder versiegt ist und die Materialquelle für den populären Charakter «Boris» bildet. Bereits die Berichte, die sein Lehrer Martin Hammond in Eton über ihn geschrieben hat, in seinen regelmäßigen Briefen an den Vater Stanley Johnson, lesen sich wie Skizzen zu einer literarischen Gestalt, dem Phantasieprodukt eines Erzählers.

Es handelt sich um einen erfreulichen, gewinnenden Charakter - dank welchem Kraftakt auch immer gibt Boris Johnson in Eton bereits die positive, optimistische Figur ab, mit der er später sein ganzes Land unterhalten sollte. Hammond nennt ihn *a real life-enhancer*, einen Lebensvermehrter und Lebensverbesserer - bis heute in den Ohren des Zöglings wahrscheinlich das begehrteste Kompliment überhaupt. Sein Schüler, stellt der Lehrer fest, sei hoch begabt, doch lasse er es an Fleiß, Eifer und Organisation fehlen. Er habe, so Hammond in einem weiteren Bericht, «seine Finger in einer breiten Vielfalt von Pasteten» - eine Formulierung, die offenbar sowohl einen löblichen Reichtum an Interessen als auch einen beklagenswerten Mangel an Fokussierung ausdrücken soll. Den sinnlichen Aspekt, der in der kulinarischen und erotischen Naschhaftigkeit des erwachsenen Johnson hervortreten sollte, kann man in dem Pastetenbild auch schon erahnen.

«Boris' bevorzugte Gangart», bemerkt der Lehrer wieder etwas später, «ist das Schlendern (mit gelegentlichem Sprint in letzter Minute), was bisher gut genug war und, so vermute ich, ihm Gelegenheit gibt, entlang des Weges an den Blumen zu schnuppern. Es ist nun aber die Zeit gekommen, da Boris mit größerer Hingabe an das

echte Geschäft der Gelehrsamkeit ein wirklich ausgezeichnete Altertumskundler werden könnte, einer der besten, die wir seit Jahren hatten.» Boris besitzt Talent und Neigung für Griechisch und Latein, die Königsdisziplinen der klassischen englischen Elitebildung, aber er müsse die ganze Veranstaltung «Schule» ernster nehmen.

Dieser Wunsch des Pädagogen nach stärkerer Arbeitsdisziplin des Zöglings erfüllt sich nicht. Der junge Johnson ist zwar keineswegs ohne Ehrgeiz, im Gegenteil: sein Temperament macht ihn geradezu furchterregend kompetitiv. «Auf dem Rugby-Feld», so Hammond später, «war Boris ein absoluter Berserker. Es gab eine Menge Geschrei und Sich-ins-Getümmel-Stürzen, ohne Rücksicht auf Leib und Leben, bei ihm selbst wie bei anderen.» Ein Mitschüler erinnerte sich an die Rücksichtslosigkeit, mit der Boris das «Mauerspiel» praktizierte, einen in Eton traditionellen Mannschaftssport, den hier zu erklären zu langwierig wäre, der aber jedenfalls unter erheblichem Körpereinsatz vor sich geht. «Ich wurde von jemandem gebissen», so die Reminiszenz des Schulkameraden, «und es kann sehr wohl Boris gewesen sein.» Als Johnson von seinem Biographen Gimson mit diesem Verdacht konfrontiert wurde, gab er zwar erst zu: «Mag ich gemacht haben.» Wollte dann aber doch nichts davon wissen: «Nein, nein, ich war kein Beißer. Meine Taktik beim Mauerspiel sind plötzliche Ausbrüche von unkontrollierter Aggression.»

Doch trotz seines brennenden Ehrgeizes enttäuscht Boris weiterhin in puncto verlässlicher Anstrengung. Er scheint für sich instinktiv, aus einem tiefen Anspruchsgefühl heraus, eine Sonderrolle zu beanspruchen. «Ich denke», so Schulmeister Hammond in einem weiteren Bericht an Stanley Johnson über seinen Sohn, «dass er es aufrichtig für kleinlich von uns hält, dass wir ihn

nicht als Ausnahme betrachten, als jemanden, der vom Netz der Verpflichtungen frei ist, das jedermann sonst bindet.» Statt die üblichen Erwartungen zu akzeptieren und ihnen zu genügen, tut Boris etwas ganz anderes. Er entdeckt ein alternatives Erfolgsrezept: Er macht das Improvisieren, Pfuschen und Versagen selbst zum Prinzip, er entwickelt daraus sein persönliches Geschäftsmodell. Bei Schultheateraufführungen erzeugt er einen beachtlichen Teil des komischen Effekts damit, im Text steckenzubleiben und den Souffleur in Anspruch zu nehmen. Nicht dass er bei Tragödien ernsthafter um Perfektion bemüht wäre: Während einer Präsentation von Szenen aus Shakespeares Trauerspiel *Richard III.*, mit Johnson in der Rolle des verbrecherischen Königs, klebt er Zettel mit seinen Sprechpassagen hinter die Säulen des Hofes, in dem das Theater-Event stattfindet, und hastet von Pfosten zu Pfosten, um seinen Part abzulesen.

Wir müssen an dieser Stelle ein kleines Stück englischer Kulturgeschichte einschieben, für das es in Deutschland keine Entsprechung gibt. Es ist wichtig, um zu begreifen, warum die Aura der nie überwundenen, nie endenden Pubertät, die Boris Johnson umweht, in Großbritannien verstanden und verziehen wird, warum sie sogar eine Sympathiebrücke in die Kollektivseele des Vereinigten Königreichs baut – und so einer öffentlichen Karriere nicht etwa entgegensteht, sondern sie eher noch befördert. Der ewige Junge ist eine zutiefst englische Figur. Der Journalist Simon Kuper, der für die Londoner *Financial Times* schreibt, hat einmal bemerkt, dass viele britische Politiker der Gegenwart geradewegs aus den Seiten eines Internatsromans entsprungen zu sein scheinen. Das Genre hat eine lange Reihe unsterblicher komischer Gestalten geschaffen, eine imponierende Galerie von Faulpelzen, Aufschneidern und anderen Tunicht-

guten, deren Abenteuer von ihren Lehrern mit strenger Missbilligung, von ihren Lesern jedoch mit unerschöpflicher Liebe und Anhänglichkeit verfolgt werden. Sie gehören zum großen zivilisatorischen Erbe Englands wie William Shakespeare, das Gurkensandwich oder der Geheimagent 007 James Bond.

Da ist etwa Nigel Molesworth, bitterer Gegner der Erwachsenenwelt und der englischen Rechtschreibung, der Held des Romans *Down with Skool* (1953) von Geoffrey Willans und dem Illustrator Ronald Searle. Da ist William Brown aus *Just William* (1922) von Richmal Crompton – kein Internatszögling, aber ebenfalls ein Klassiker des britischen Knabenunfugs. Und da ist die wahrscheinlich erfolgreichste Schülerfigur: Billy Bunter, der dicke, gefrässige, geistesträge, verschlafene, aber unverwundliche Hauptdarsteller der Geschichten, die Charles Hamilton über die imaginäre *Greyfriars School* verfasst hat. Bunter, der sein literarisches Dasein bereits 1908 in den Stories eines Jungenmagazins begonnen hatte und nach dem Zweiten Weltkrieg zum Zentrum einer eigenen Romanserie wurde, erlangte eine so enorme Berühmtheit, dass George Orwell ihn als «eine der bekanntesten Gestalten der englischen Fiktion» identifizierte, auf einer Stufe mit Tarzan oder Sherlock Holmes: «Seine zu eng spannenden Hosen, die ständig von Stiefelritten oder Stockschlägen getroffen werden, seine Gewitztheit auf der Suche nach Essen, seine postalische Bestellung, die nie auftaucht – das alles hat ihn berühmt gemacht, wo immer der Union Jack weht.» Was Ende der 1930er Jahre, als Orwell diese Betrachtung anstellte, noch hieß: im ganzen britischen Empire, von der Karibik über Ostafrika und Indien bis nach Malaya und Singapur.

Boris Johnson war alles andere als ein Schulversager. Er ist auch, wie wir schon angedeutet haben, nie wirklich ein Rebell gewesen: Er hat die Regeln des Erziehungs-

systems, des Lebens und der Welt zwar gern gebogen, gebrochen, unterlaufen oder ignoriert, aber nie prinzipiell in Frage gestellt. Trotzdem ist Johnson im Laufe seiner an Skandalen und selbstverschuldeten Rückschlägen reichen Laufbahn immer wieder mit Lausbubengestalten wie Molesworth, Brown oder Bunter verglichen worden. Über weite Strecken lässt sich seine Biographie als Abfolge von Streichen und Bestrafungen erzählen. Er hat seinen ersten journalistischen Job, bei der *Times*, wegen eines erfundenen Zitats verloren, und 2004 wurde er als kulturpolitischer Sprecher der Konservativen gefeuert, weil er über eine außereheliche Affäre gelogen hatte. Er redet über solche Episoden manchmal wie ein schuldbewusstes, manchmal wie ein verstocktes, uneinsichtiges Kind; in beiden Fällen zieht er sich in einen stereotypen Jungenkosmos zurück.

Als Zeuge und Zeitgenosse kann man sich dann über Johnsons unreifes, unverantwortliches Handeln empören – oder man kann darüber lachen, es «typisch Boris» finden, es wie Folklore behandeln: eben wie eine Szene aus einem Internatsroman. Mit der ur-englischen Tradition des Schultaugenichts stand und steht ein literarisches Muster bereit, das Johnsons Eskapaden gewissermaßen in Anführungszeichen zu setzen erlaubt, das es möglich macht, sie einzuordnen und zu entschuldigen. Oder ist es umgekehrt so, dass Johnson sich selbst und sein Leben bereits mit einem Seitenblick auf solche kulturellen Muster erfindet und stilisiert? Durch seine Identifikation mit dem gymnasialen Bummelantentum ist es ihm jedenfalls gelungen, sich mit einem englischen Archetypus, einer Tiefenformation der nationalen Psyche und Phantasie zu verbinden – für eine politische Laufbahn eine unschätzbare Ressource. Die nächste Parallele, die wir in Deutschland für diesen Komplex Schu-

le / Streiche / ewige Jungenschaft haben, mag Heinz Rühmann in der «Feuerzangenbowle» sein. Aber wie weit weg, blass und onkelhaft wirkt das - undenkbar, es für aktuelle Imagebildung und Karriereplanung zu mobilisieren. In Großbritannien dagegen scheint das zumindest in Johnsons Generation immer noch möglich zu sein. Allerdings: Es ist ein klares Gender-Limit, das diese prononcierte Jungenhaftigkeit der Boris-Figur auferlegt. Kein Wunder, dass seine politische (im Unterschied zur persönlichen) Attraktivität bis heute auf Männer stärker wirkt als auf Frauen.

[...]